

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 106 (2012)
Heft: 3

Artikel: Menschen brauchen Kirchen nicht
Autor: Stückelberger, Benjamin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-390331>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Menschen brauchen Kirchen nicht

Zum Stand der Dinge in der evangelisch-reformierten Landeskirche Zürich

Die Legitimität der Kirchen als fraglose Stützen der Gesellschaft steht mit der Zunahme der Ausgetretenen und Konfessionslosen immer stärker zur Diskussion. Die Versuchung nimmt zu, Kirche nur noch soziologisch zu rechtfertigen, mit Stichworten wie Freiwilligen- und Sozialarbeit, Sterbebegleitung, Krisenkompetenz usw. Etwas schwieriger scheint es, die Krise mit theologischen Überlegungen zu bearbeiten.

Der evangelische Pfarrer Benjamin Stückelberger versucht aus der Perspektive eines Gemeindepfarrers eine Standortbestimmung der evangelisch-reformierten Landeskirche, die sich dem Dilemma – theologische oder gesellschaftspolitische Positionierung – stellt.

Das bisher letzte Mal, bei dem sich unsere Landeskirche einer breiteren Öffentlichkeit in eigener Sache präsentiert hat, war die Abstimmung über das neue Kirchengesetz am 30. November 2003. «Menschen brauchen Kirchen» war die damalige Parole, mit der man den Stimmberechtigten klar zu machen versuchte, weshalb sie für das neue Kirchengesetz stimmen sollten. Sie griff nicht. Die Abstimmung ging verloren. In der Analyse des Abstimmungsergebnisses schien bald einmal klar zu sein, dass die mit hinein gepackte Möglichkeit der Anerkennung muslimischer Glaubensgemeinschaften den Ausschlag gegeben hatte. Man hat sich meines Erachtens zu schnell mit dieser Erklärung abgegeben.

Mindestens die Frage hätte doch gestellt werden müssen, ob die Kirche da nicht zu hochgemut von sich selbst geredet hatte. Denn vielleicht hat eine Mehrheit der Bevölkerung einfach richtig gespürt, dass in dieser Abstimmung versucht worden ist, ihr ein Bedürfnis aufzuschwatzen. Und anstatt dass man nun Gott für dieses Resultat gedankt hätte und es zu verstehen suchte, hat man aufatmend die Abstimmungsanalyse zur Kenntnis genommen und der Islamfeindlichkeit in unserer Gesellschaft die Schuld zugewiesen. Ein theologisches Fragen aber hat, soweit ich es wahrnehmen konnte, nicht wirklich stattgefunden. Stattdessen konnte man unseren Kirchenratspräsidenten Ruedi Reich vernehmen, wie er die Tatsache, dass die Kirchen allen Unkenrufen zum Trotz nicht verschwunden seien, dadurch erklärte, dass der Mensch unheilbar religiös sei. Man war und ist versucht mit Karl Barth zu klagen: «Quousque tandem ...?» Wie lange soll dieses untheologische Treiben in unserer Kirchenleitung noch gehen?! Denn dass der Mensch hoffnungslos religiös sei, ist bestenfalls eine soziologische Aussage. Die Kirche ist aber zuerst und vor allem eine theologische Grösse. Die Verwechslung

von Theologie und Soziologie ist jedoch ein erstes Übel, das sich nicht nur in der Kirche, aber eben auch dort breit gemacht hat.

Sinnvoll, aber nicht notwendig

Aber selbst wenn wir Pfarrer und Pfarrfrauen unsere Erfahrungen in der Gemeinde nur schon in soziologischer Hinsicht ernst genommen hätten, hätten wir gegen die Selbstüberschätzung, die in dieser Abstimmungsparole offenbar wurde, protestieren müssen. Wir haben es nicht getan. Ich vermute, dass wir es nicht getan haben, weil wir insgeheim hofften, dass es eben doch wahr sein möge. Dass Herr und Frau Zürcher uns bestätigen würden, dass sie die Kirchen und also uns brauchten. Nur zu gern hätten wir von aussen bestätigt bekommen, was uns die tägliche Erfahrung nicht bieten kann, nämlich dass uns die Menschen brauchen. Dies aber ist doch die immer wieder aufs Neue irritierende Erfahrung von uns Kirchenprofis, dass die Menschen in unseren Gemeinden uns eben nicht brauchen. Das ist doch das harte tägliche Brot, das uns unentwegt zu beißen gibt und uns auf dem Magen liegt. Die Menschen in unseren Gemeinden mögen uns, sie schätzen unsere Arbeit, lassen sich auch gerne einmal auf ein tieferes Gespräch ein – aber brauchen tun sie die Kirche nicht. In Predigt, Seelsorge und Unterricht ist das doch unser Erleben. Wir machen in aller Regel guten Religions- und Konfirmandenunterricht. Wir bauen Beziehungen zu den Jugendlichen auf, wir schaffen tolle Erlebnisse, und da und dort wird uns auch ein bleibender Moment geschenkt. Aber brauchen tun die Kinder und Jugendlichen weder uns noch die Kirche. Sie brauchen gute Noten in der Schule, sie brauchen eine Lehrstelle, und am Wochenende ist Ausgang angesagt. Das Zusammensein in der Peergroup, das ist es, was sie dann brauchen. Nicht anders sieht es aus bei unseren Besuchen in unseren Gemein-

den. Ob wir nun Eltern von Konfirmandinnen und Konfirmanden, Neuzugezogene oder Menschen, die einen runden Geburtstag feiern können, besuchen: Da ereignen sich ohne Zweifel viele gute Gespräche. Wir treffen bei all diesen Gelegenheiten immer wieder auf interessante und interessierte Menschen. Aber je mehr wir Einblick in ihr Leben gewinnen, desto deutlicher wird uns doch vor Augen geführt, dass die Kirche nichts ist, was sie wirklich brauchen. Sie finden die Arbeit der Kirche meistens sogar wichtig und sinnvoll. Sie sind in ihrer Kirchenferne der Kirche treu. Deshalb sind und bleiben sie ja auch noch Mitglieder unserer Kirche. Aber sie sind oft Mitglied, wie sie auch in diversen Vereinen Mitglied sind. Sie sind froh, dass es die Kirche gibt. Jedoch so, wie jeder von uns froh ist über gut funktionierende Spitäler. Es ist gut, dass es sie gibt, und man wertet es als positives Zeichen, wenn man nicht allzu viel mit ihnen zu tun hat. Und diese Menschen sind zufrieden in ihrer kirchlichen Bedürfnislosigkeit. Sie sind jedenfalls nicht unzufriedener als andere Menschen, zum Beispiel wir Pfarrer und Pfarrfrauen. Sie schlagen sich ganz wacker durchs Leben – auch ohne die Kirche. Die sprichwörtlich leeren Kirchenbänke halten uns dies Sonntag für Sonntag unübersehbar vor Augen. Die Menschen brauchen uns nicht, sie brauchen die Kirche nicht.

Für wen sind die Gottesdienste?

Und seien wir ehrlich, wir, die Pfarrpersonen und Mitarbeitenden dieser Kirche, wir brauchen sie auch nicht. Mal abgesehen davon, dass wir bei ihr angestellt sind und von ihr unseren Lohn beziehen, also mal abgesehen davon, dass wir die Kirche brauchen, so wie jeder Mensch ein Einkommen und also einen Arbeitsplatz braucht – brauchen tun auch wir die Kirche nicht. Wie viele Pfarrfrauen und Pfarrer bleiben nicht an einem freien Sonntag lieber zu Hau-

se, als zur Kollegin oder zum Kollegen in die Predigt zu gehen. Und wie viele Mitarbeitende hat nicht die Landeskirche, die ebenfalls sonntags lieber ausschlafen, als in ihrer Gemeinde den Gottesdienst zu besuchen? In der Zürcher Altstadt zum Beispiel werden Tag für Tag gottesdienstliche Feiern angeboten, aber Pfarrer und Pfarrerinnen, kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sieht man unter den Besuchenden nicht. Und wenn doch, sind es die berühmten Ausnahmen, die die Regel bestätigen. Wir, die Angestellten der Kirche, sind damit auf eine wohl unfreiwillige Art und Weise ehrlich. Wir machen durch unser faktisches Leben klar, dass auch wir die Kirche nicht brauchen. Damit wird aber eine, wenn nicht die geistliche Not unserer Kirche sichtbar. Wir leben eine Kirche für andere. Ernst Lange hat zwar im Anschluss an Dietrich Bonhoeffer von der «Kirche für andere» gesprochen. So wie wir aber heute Kirche leben, haben es Bonhoeffer und Lange bestimmt nicht gemeint. Wir feiern viele Gottesdienste, die wir selber gar nicht unbedingt besuchen würden. Wir bieten sie an, in der Hoffnung, dass die Menschen durch ihr Kommen uns das Gefühl vermitteln, gebraucht zu sein. Aber selber rechnen wir offensichtlich gar nicht damit, dass in all diesen Gottesdiensten, das heisst in all diesen in der Regel guten, aber eben doch sehr irdischen Gefässen uns ein Schatz gegeben ist. Als wollten wir sagen: «Diese Gefässe mögen gut sein für die anderen, aber nicht für uns.»

Überhöhung und Geringschätzung

Dies alles ist grundsätzlich nicht ehrenrührig. Im Gegenteil, das faktische Eingeständnis, dass auch wir die Kirche nicht brauchen, ist ehrlich und deshalb auch zu begrüssen. Es ist in gewisser Hinsicht auch verständlich. Als Mitarbeitende und insbesondere als Pfarrpersonen in unserer Kirche stehen wir in einer langen und grossen Tradition. Wir

haben im Grunde genommen eine zweitausendjährige Geschichte in unserem Gepäck dabei. Als solche sind wir Vertreterinnen und Vertreter einer grossen und machtvollen Geschichte. Wir sind die jüngsten Sprösslinge einer Tradition, die nicht nur Kirchengeschichte, sondern immer wieder auch Weltgeschichte geschrieben hat. Überdies stehen wir im Dienst des einen Gottes, wir sind sozusagen Bedienstete des höchsten Königs. Natürlich sind wir uns dessen nicht immer und zu allen Zeiten gleich bewusst. Aber diese machtvolle, zwar oft auch schuldbeladene, aber letztlich nicht zu überbietende Herkunft wabert in unseren Hinterköpfen und Hinterseelen herum. Sie prägt unser Bewusstsein, unser Selbstverständnis. Und gleichzeitig wird uns unüberbietbar vor Augen geführt, dass wir in einer Zeit leben, die sich einen Deut um die Kirche zu kümmern scheint. Wie alle Institutionen sieht sich auch die Kirche einer radikalen Kritik oder gar Geringschätzung seitens der Menschen ausgesetzt, für die sie eigentlich da ist. Dadurch muss in der Pfarrperson zunächst einmal eine grosse Irritation entstehen. Es kann gar nicht anders sein, als dass durch dieses grosse Delta – eine kaum zu überbietende Herkunft auf der einen Seite und eine ebenfalls kaum zu überbietende faktische Geringschätzung auf der anderen Seite – auch eine grosse Verunsicherung in den Menschen, die in dieser Kirche arbeiten, entsteht. Eine geradezu logische Folge davon ist, dass sich die Kirchen beziehungsweise ihre Mitarbeitenden und da allen voran die Pfarrerinnen und Pfarrer, alles tun, um sich und der Welt ihre Bedeutung, ihre gesellschaftliche Relevanz zu bestätigen. Also werden grosse Anstrengungen unternommen, den Menschen etwas zu bieten. Man will zeitgemäss und modern sein. Ich habe letztlich alle unsere Bemühungen im Verdacht, zu einem grösseren oder kleineren Teil der Versuch zu sein, den Menschen die Bedeutung der Kirche einsich-

tig machen zu wollen. Sie stehen letztlich alle unter dem Verdacht, den Menschen suggerieren zu wollen, dass sie die Kirche eben doch brauchen. Es geht dabei auch um das eigene angeknackste Selbstbewusstsein. Deshalb auch das stete Schielen nach den Besucherzahlen, nach dem Aufsehen in der Presse. Dabei vergessen wir, dass die Zahl der Gottesdienstbesucher keinen Massstab für den theologischen, für den geistlichen Gehalt des Gottesdienstes abgibt. Besteht nicht gerade darin die theologische Pointe des Zählungsverbot (2. Sam 24)? Wer zählt, baut letztlich sein Vertrauen, sein Selbstwertgefühl auf den eigenen Erfolg und nicht auf Gott. Und weil dies alles nicht greift, weil die Menschen eben allem zum Trotz uns zu verstehen geben, dass sie Kirche nicht brauchen, rufen wir immer neue Angebote ins Leben. So werden wir zunehmend dem sprichwörtlichen Hamster im Rad gleich. Die Folge ist eine weit um sich greifende Erschöpfung und Frustration bei den kirchlichen Mitarbeitenden und insbesondere bei den Pfarrpersonen. Dies ist alles menschlich-psychologisch sehr gut zu verstehen. Aber die Kirche ist ein theologisches Gebilde und deshalb müssen alle diese Mechanismen zuerst und vor allem theologisch wahrgenommen und durchdacht werden.

Wenn wir die ganze Sache – die Abstimmung über das Kirchengesetz, aber auch ganz grundsätzlich unser Tun und Lassen – von Anfang an mehr theologisch und weniger gesellschaftspolitisch angegangen wären, so hätten wir dies schon vorher wissen können. Es hätte schon gereicht, wenn wir etwas aufmerksamer auf die Lehrer der Kirche gehört hätten. Aber – und das ist ein weiteres Übel nicht nur in der Kirche, aber eben auch dort – anstatt immer wieder bei den Lehrern in die Schule zu gehen, haben wir sie entweder auf einen Sockel gestellt, wo sie zwar glänzen, aber nicht mehr zu uns sprechen können (zum Beispiel Karl Barth) oder nach Kräften zu

vergessen versucht (etwa Emil Brunner). Dabei hat Karl Barth 1922 genau dies gemeint, als er schrieb: «Zum Aufbau ihrer Existenz mit Allem, was dazu gehört, brauchen sie [die Menschen] uns nicht ... Zum Leben brauchen uns die Menschen offenbar nicht ... Denn wohlverstanden: auch über Sittlichkeit und Geistesleben, auch über Religion und Frömmigkeit, auch über allfällig mögliche Erkenntnis höherer Welten brauchen sie unsere Aufklärung nicht. ... Es könnte sein, dass wir unbarmherzig sind, solange wir meinen, damit barmherzig zu sein, dass wir den Menschen existieren helfen, und wenn Tausende uns für unsere Gaben dankten.» Und es war Emil Brunners lebenslanges Anliegen darzulegen, dass die Kirche sich selber verfehlt, wenn sie sich eine eigene Bedeutung zusprechen will, wenn sie Selbstzweck wird. Und wiederum hat es Barth auf den Punkt gebracht, was auch Brunner so hätte schreiben können: «Die Kirche kann nicht sich selbst wollen, bauen, rühmen, wie alle anderen!» Menschen brauchen Kirchen nicht. Wo dies die Kirche behauptet, da spricht sie pro domo und nicht mehr pro domino.

Für andere da sein

Nun ist es aber so, dass nur wenige Jahre später dasselbe Zürcher Stimmvolk mit der Annahme der neuen Kantonsverfassung auch sämtliche Anliegen der Abstimmungsvorlage angenommen hat, mit Ausnahme der Möglichkeit einer öffentlich-rechtlichen Anerkennungsmuslimischer Gemeinschaften. Wieder lag es nahe, sich darin bestätigt zu fühlen, dass die Abstimmung im Jahr 2003 eben wegen der islamkritischen Haltung eines Gros der Zürcher BürgerInnen verloren ging. Aber auch diese Erklärung greift zu kurz. Ich behaupte, dass die Zürcher und Zürcherinnen zwar sehr wohl etwas von unserer Kirche erwarten, dass sie aber keine Kirche wollen, die sich selber anpreist, sondern

eine, die nun tatsächlich für die anderen da ist. Mit der Neuregelung der Finanzströme ist denn nun auch unsere Kirche gezwungen, ihre gesellschaftliche Relevanz unter Beweis zu stellen. Der Beweisweg aber soll in die umgekehrte Richtung verlaufen. Nicht die Menschen unseres Kantons versichern der Kirche, dass sie sie brauchen, indem sie ihre Gottesdienste und anderen Veranstaltungen fleissig besuchen, sondern die Kirche soll umgekehrt ihre Bedeutung für die Menschen nachweisen, indem sie tatsächlich für ihr tägliches Leben relevant wird. So betrachtet hätten wir allen Grund gehabt, für die verlorene Abstimmung dankbar zu sein. Denn dies hätte uns daran erinnern können – und dafür ist es noch nicht zu spät –, dass wir als Kirche nie für uns selber, sondern immer in qualifizierter Weise für die Menschen da zu sein haben. Menschen brauchen Kirchen nicht. Sie brauchen das Wort Gottes. Das ist jedenfalls die Grundüberzeugung jeder recht verstandenen Kirche. Dieses Wort Gottes wird aber nur dann wirksam, und also auch gesellschaftsrelevant, wenn die, denen die Verkündigung aufgetragen ist, selber den Hunger nach diesem Wort verspüren. Wenn sie selber wissen, dass sie auf dieses Wort «im Leben und im Sterben» angewiesen sind.

«Neben dem Armen auftauchen»

Kirche entsteht dort, wo Menschen in der Gegenwart dieses Wortes zusammen kommen, weil sie hoffen, spüren, wissen, ahnen, dass ER Brot für ihre hungrigen Seelen, Licht im Dunkel ihres Lebens, befreiende Wahrheit für die sie lähmenden Ängste ist. Kirche entsteht da, wo Menschen zusammen kommen, weil sie in Jesus Christus den Weg erkannt haben, der sie ins Leben führt. Kirche entsteht dort, wo Menschen darum wissen, dass ihre Hände leer sind und von Christus bekennen können: «Du hast Worte ewigen Lebens».

Diese leeren Hände gilt es neu zu ent-

decken. «Wir sind Bettler, das ist wahr.» Dieses Wort Martin Luthers muss mehr sein, als einer der vielen Sätze, mit denen wir unsere theologische Bildung zum Besten geben. Wo es unser Bekenntnis ist, dass Jesus Christus das Brot unseres Lebens ist, da sind unsere Hände leer. Da sind wir bettelarm. «Wer in Christus eintaucht, taucht neben dem Armen auf.» (Jacques Gaillot) Dieser Satz gilt nicht nur in sozialpolitischer Hinsicht. Wer in Christus eintaucht, erkennt auch sich selber als Armen. Er merkt, dass er darauf angewiesen ist, dass ein anderer ihm das nährnde, stärkende, tröstende Wort sagt. Wir sind auf die Menschen angewiesen, nicht sie auf uns.

Nicht Objekt, sondern Quelle

Das macht doch das Gleichnis vom barmherzigen Samariter so schön deutlich: Der Nächste ist der, der mir hilft. Der Nächste ist jemand, der mir etwas zu geben hat. Ich bin der Empfangende. Im Nächsten begegnet mir Gott selbst. Im Nächsten erbarmt sich Gott meiner. Du sollst lieben heisst dann: Du sollst Dir meine Barmherzigkeit gefallen lassen. Wo wir dies ernst nehmen, da haben wir auch den Ausgang aus unserem Hamsterrad gefunden. Denn dann ist der Nächste nicht mehr jemand, dem ich als Pfarrer, als Mitarbeiter der Kirche unbedingt etwas bieten muss, sondern zualtererst und vor allem jemand, der mir etwas gibt. Die Gemeindeglieder sind dann nicht mehr Objekte unserer Behandlung, sondern Quellen von Gottes Gegenwart. Und im Blick auf all unsere Gottesdienste sehen wir dann nicht zuerst und vor allem das irdene Gefäss, sondern den Schatz der darin verborgen ist. Wir bedauern dann nicht mehr, dass wir den Schatz nur in irdenen Gefässen haben, sondern wir freuen uns darüber, dass wir in diesen irdenen Gefässen den Schatz tatsächlich haben. Wir werden stark, durch die Gnade, die im Schwachen mächtig ist. Wir sind dann nicht mehr die Macher der Kirche, sondern

die Empfänger von Gottes Gnade. Wo wir aber in dieser Art den Menschen in unseren Gemeinden als unseren Nächsten begegnen können, wo uns dieser liebevolle Blick dann auch auf das Tun und Lassen unserer Kollegen und Kolleginnen, aber auch der Mitarbeitenden und der Mitglieder der Kirchenpflegen gelingt, da erkennen wir auch, dass wir tatsächlich von Liebe umgeben sind.

Die Verkünder von Gottes Wort werden so zuerst und vor allem zu Hörerinnen und Hörern. Gottes Wort ist aber etwas fundamental anderes als die Geschwätzigkeit dieser Welt. Und dies ist doch die vornehmste Aufgabe einer reformierten Kirche, dass sie durch den Lärm dieser Welt hindurch die Musik von Gottes Zukunft vernimmt und auf sie aufmerksam macht. Der Geist der in dieser Art jenseits der Schönheiten und Abgründe dieser Welt weht, hat mit dem sogenannten Zeitgeist nichts zu tun. Diesen Geist aber, der von einer anderen Welt erzählt, den brauchen die Menschen. Würden wir in unserer Kirche mehr auf diesen Geist hören und von ihm her reden, so hätten wir als Kirche schon vor Jahren eine grössere gesellschaftliche Relevanz erlangt. Ich will abschliessend dies noch kurz an zwei Beispielen veranschaulichen. Zu beiden hätte die Kirche Grundsätzliches zu sagen und könnte als prägende Stimme im demokratischen Diskurs teilnehmen. Und zu beiden hat sie bisher sehr vernehmlich geschwiegen.

Das eine Thema ist das omni-präsente Thema des Klimawandels. Spätestens seit den achtziger Jahren konnte man wissen, dass der weltweite CO₂-Ausstoss einen nachhaltig negativen Einfluss auf die Atmosphäre hat. Zwar wurde damals die «oekuKirche und Umwelt» auch unter Beteiligung unserer Landeskirche gegründet. Aber auch dieses Engagement blieb von einer dramatischen Halbherzigkeit. Gestaltenden Einfluss auf das Leben unseres Kantons gewann unsere Kirche dadurch jedenfalls nicht.

Wäre aber unsere Landeskirche von einem prophetischen Geist getrieben, so hätte sie schon viel früher das Seufzen der Kreatur vernommen und viel klarer ihre Stimme erhoben und sich selber zum Beispiel dem Ziel einer CO₂-neutralen Kirche verschrieben. Das wäre ein Anstoss von gesellschaftspolitischer Bedeutung geworden. So aber verblieb ihr Engagement ganz unanstössig im breiten Mainstream.

Das andere Thema ist die Frage nach der Integration muslimischer Bürgerinnen und Bürger. Zwar hat unsere Kirche, wenn es an der Zeit war, zu den einzelnen Themen schon Stellung bezogen. Aber wie viel mutiger und hilfreicher wäre es gewesen, wenn sie einmal ein Grundsatzpapier entworfen und zur Diskussion gestellt hätte. Läge es nicht in unserem «Kompetenzbereich», einen qualifizierten Beitrag zur Wahrung des religiösen Friedens in unserem Kanton zu leisten? Hätten wir da nicht einen reichen, wenn auch leidvollen Erfahrungsschatz im Umgang mit den Juden? Müssten wir uns nicht viel aktiver den Lehrpersonen, den Behörden, der Polizei als Gesprächspartner anbieten und dort zuerst und vor allem auf ihre Fragen und Probleme hören? Und wären wir nicht geradezu dazu prädestiniert, den muslimischen Bürgerinnen und Bürgern entgegenzugehen, ihnen die Hand des Willkommenseins zu reichen und als TüröffnerInnen zu den Menschen in unserem Kanton zu wirken?

In unserer Kirche wird auf allen Ebenen viel gute Arbeit geleistet. Diese wird aber erst dann wieder eine Breitenwirkung entfalten, wenn es uns nicht mehr so sehr um die Kirche selbst geht, als um das Wort Gottes, das dieser Welt wie kein anderes Wort etwas Neues zu sagen hat. Im Anfang war das Wort. Das Tun unserer Kirche wird dann und nur dann für die Menschen in unserem Kanton relevant sein, wenn wir konsequent und unerschrocken und täglich neu mit eben diesem Wort anfangen.

*Benjamin Stückelberger
war reformierter
Pfarrer in Meilen und
neu in Wülflingen/
Winterthur (Benjamin.
Stueckelberger@zh-ref.
ch).*